



Dr. phil. Franz Josef Kühnen,  
Direktor der ZB Med Köln a.d.

## Interview mit Dr. Franz Josef Kühnen „Den Grundstein habe ich noch legen können“

**Herr Dr. Kühnen, als Sie 1964 in der Universitäts- und Stadtbibliothek (UuStB) Köln als Bibliotheksassessor angefangen haben, was war da Ihr Aufgabenbereich?**

Ich bekam als erste Aufgabe von Herrn Professor Krieg, dem damaligen Direktor der Bibliothek, die Leitung des großen Umzuges der Bibliothek einschließlich der Magazine zugewiesen. Als der Umzug mit den Lesesälen im Frühjahr 1967 beendet war, ließ Herr Krieg mich zu sich kommen und sagte: „Das haben Sie nun zu meiner Zufriedenheit gemacht, jetzt übernehmen Sie die Benutzungsabteilung.“ Das war damals die bei weitem größte Abteilung des Hauses, dazu kam nach einiger Zeit wegen des Weggangs eines Kollegen noch die Photostelle. Und von dem ursprünglichen Plan, mir das Fachreferat für die Klassische Philologie anzuvertrauen, war dann sehr schnell nicht mehr die Rede. Trotzdem empfand ich die mir übertragenen Aufgaben als befriedigend. Damals war die Lage für die Bibliothek sehr schwierig. Ende der 60er Jahre war mal wieder eine Finanzkrise in Nordrhein-Westfalen ausgebrochen, und trotz der großen Anstrengungen von Herrn Krieg war die ganze Etatsituation, die Personalsituation usw. sehr unbefriedigend.

In dieser Situation bekam ich 1969 eine Anfrage, die neu gegründete Universitätsbibliothek Ulm zu übernehmen, deren Leiter einen Ruf nach den USA bekommen hatte. Für mich wäre es eine reizvolle Aufgabe gewesen, diese Bibliothek zu übernehmen, die mit großen finanziellen Mitteln aufgebaut werden sollte. Während meiner Verhandlungen mit Ulm verstarb jedoch plötzlich der damalige Leiter der Medizinischen Abteilung der Universitäts- und Stadtbibliothek Köln, Herr Dr. Schorer. Diese Bibliotheksabteilung sollte - aufgrund einer Abmachung zwischen der Deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG) und dem damaligen Kultusministe-

rium NRW - ab 1. Januar 1970 Zentralbibliothek der Medizin (ab 1996 Deutsche Zentralbibliothek für Medizin, ZB Med) werden. Die DFG hatte ja dieses Sonder-sammelgebiet (SSG) seit 1949 sehr gefördert, und dieses SSG sollte nun mit großen Mitteln zu einer zentralen Fachbibliothek ausgebaut werden. Kurz nach dem Tode von Herrn Schorer machte mir Herr Krieg das Angebot, ob ich nicht diese werdende Bibliothek übernehmen wollte. Damals war noch nicht die Rede von einer Bund-Länder-Förderung. Das Königssteiner Abkommen<sup>1</sup> war zwar noch in Kraft, und es wurden z.B. Bibliotheken wie die Technische Informationsbibliothek Hannover bereits gefördert, aber es war zur Aufnahme neuer Einrichtungen geschlossen. Die neue Förderung, an der sich auch der Bund mit beteiligen wollte, war noch nicht in Kraft, weil deswegen das Grundgesetz geändert werden musste. § 91 b Grundgesetz sollte dem Bund erlauben, auch „kulturelle Einrichtungen“ wie z.B. Bibliotheken mit zu fördern.

Das Gutachten der Forschungsgemeinschaft sah eine selbständige Kölner Medizinbibliothek mit einem ähnlichen Personalplan und ähnlichen Einstufungen (A 16 Leitung) vor wie die einer gesamten Universitätsbibliothek. Dies und das Engagement der DFG, das eine solide Finanzierungsgrundlage versprach, bewog mich dazu, in Ulm abzusagen und die Aufgabe in Köln zu übernehmen. Natürlich spielten auch familiäre Gründe eine Rolle. Ausschlaggebend war für mich, dass ich ganz gerne im Rheinland, in der Nähe des Niederrheins, geblieben wäre.

**Wieso wurde gerade ein Philologe dazu aus-  
erkoren, die Leitung dieser medizinisch-na-  
turwissenschaftlichen Bibliothek zu über-  
nehmen?**

Offensichtlich stand damals in Deutschland kein Mediziner und auch kein Naturwissenschaftler mit den organisatorischen Qualitäten zur Verfügung, um diese als nicht einfach eingeschätzte Aufgabe zu übernehmen. Als Herr Krieg mich zum erstenmal in die Arbeitsgemeinschaft der Hochschulbibliotheken mitnahm, trafen wir an der Tür Professor Kettig, den damaligen Direktor der

Bibliothek der Freien Universität in Berlin. Herr Krieg stellte mich vor, und Herr Kettig guckte mich an und sagte: „Junger Mann, Sie übernehmen eine der schwierigsten Aufgaben, die das deutsche Bibliothekswesen im Moment zu vergeben hat.“ Worauf ich einerseits natürlich etwas geschockt, andererseits aber auch stolz war. Sie können sich vorstellen, das es für jemanden Mitte Dreißig schon ein Anreiz ist, wenn man so was hört und die Gelegenheit hat zu zeigen, was man kann. Ich war als Philologe natürlich nicht dafür prädestiniert, aber ich habe es mir zuge-  
traut, weil ich an der Universitäts- und Stadtbibliothek Köln schon einige organisatorische Erfahrungen gesammelt hatte. Außerdem sah der Stellenplan doch einige Fachkräfte in der neuen Bibliothek vor. So war z.B. Herr Jung, der die zweite Stelle dieser Bibliothek einnahm, Biologe, und ein ehemaliger Leiter der medizinischen Abteilung, approbierter Arzt, wurde für diese Aufgabe reaktiviert. Das hat mir natürlich sehr geholfen. Die erste Zeit war aber eigentlich eine rein organisatorische Aufgabe, da diese Bibliothek vollkommen umgekrempelt werden musste. Trotz des großen SSG hatte diese Bibliothek nur 26 Mitarbeiter, es gab z.B. keine wirkliche Zeitschriftenkartei, obwohl damals schon über 2.000 Zeitschriftentitel gehalten wurden - das hatte die Leiterin der Zeitschriftenstelle alles im Kopf. Nur, das war natürlich keine Grundlage für eine Bibliothek, die in einiger Zeit - so war damals die Vorstellung - etwa 5.000 laufende Zeitschriften haben sollte. Da wäre man außerordentlich schnell an die Grenzen gestoßen. Das heißt, es musste also eine völlig neue Organisationsstruktur aufgebaut werden.

Ende 1973 sind wir dann umgezogen in den Neubau, in dem heute noch ein Teil der ZB Med ist. Vorher waren die Zustände für heutige Verhältnisse völlig unvorstellbar. Wir hatten sechs verschiedene Stellen, an denen sowohl das Personal wie auch die Bücher sich befanden, was natürlich organisatorisch kaum zu bewältigen war. Zum Teil stammten diese Provisorien noch aus der Kriegszeit.

**Von wem ging letztendlich die Idee zur  
Gründung einer zentralen medizinischen  
Fachbibliothek aus? Standen die amerikani-  
schen Verhältnisse mit der National Library  
of Medicine (NLM) Pate?**

<sup>1</sup> Gemeinschaftsfond der Bundesländer und Vorgänger der Blauen Liste

Ja, diese Verhältnisse haben sicher einen ganz wesentlichen Anstoß dazu gegeben, das Deutsche Institut für Medizinische Dokumentation und Information (DIMDI) zu gründen. Man war sich natürlich im Klaren darüber, dass ein solches Dokumentations- und Informationsinstitut nicht genügte, sondern dass auch die entsprechenden Zeitschriften und Bücher bereitgestellt werden mussten. Und das war in der Tat der Auslöser dafür, dass diese Zentralbibliothek gegründet werden sollte. Es ist in diesem Zusammenhang übrigens merkwürdig, dass gerade die Zentralbibliothek der Medizin - wie sie damals hieß - als letzte der zentralen Fachbibliotheken gegründet worden ist. Ich kann mir das nur so erklären, dass man bisher vor dem Riesenaufwand, den das bedeutete, zurückgeschreckt war. Insbesondere bei der DFG wusste man wohl sehr genau, was die Gründung einer zentralen medizinischen Fachbibliothek bedeutete.

Die große Schwierigkeit dabei war, dass man aus strukturellen Gegebenheiten nicht ein einheitliches Institut wie die NLM schaffen konnte, sondern ein Parallel-Institut zu DIMDI schaffen musste. Zum einen war DIMDI als Einrichtung im Geschäftsbereich des Bundesgesundheitsministeriums eindeutig eine Bundesaufgabe, während Bibliotheken eher als Ländersache betrachtet wurden, zum zweiten legte die DFG Wert darauf, dass das SSG auf jeden Fall weiter ausgebaut würde zu einer Zentralbibliothek der Medizin, weil sie für damalige Verhältnisse schon sehr viel Geld hineingesteckt hatte. Dr. Oertel von der DFG - ein Mann mit Weitblick und großem bibliothekspolitischen Geschick - trieb die Gründung der ZB Med mit Energie voran. Ich habe später mit ihm immer ausgezeichnet zusammenarbeiten können.

Es war übrigens nicht sicher gewesen, dass Köln wirklich Standort der ZB Med werden würde. Aus verschiedenen Gründen, deren Erörterung hier zu weit führen würde, war auch Frankfurt im Gespräch. DIMDI wurde aber schließlich in Köln angesiedelt - auch schon im Hinblick darauf, dass da das SSG war, das die DFG zu einer zentralen Fachbibliothek ausbauen wollte. Diese Art Wechselwirkung führte schließlich dazu, dass die beiden Institute dann doch in Köln angesiedelt wurden.

**Fiel die Gründung der Bibliothek nicht mit der Einführung der elektronischen Katalogisierung zusammen? Was für Erfahrungen haben Sie mit der EDV-Konvertierung der Katalogsysteme gemacht?**

In Nordrhein-Westfalen verzögerte sich leider für viele Bibliotheken die Einführung

der Datenverarbeitung, da sie sich zunächst auf die neu gegründeten Bibliotheken konzentrierte. Für die anderen war es natürlich auch insofern schwierig, als mitten in der laufenden Arbeit die Katalogsysteme umgestellt werden mussten. Weil die damaligen Instrumente dazu auch nicht so ganz einfach geeignet waren, konnte das zu dieser Zeit neu gegründete Hochschulbibliothekszentrum nicht so ohne Weiteres helfen. Deshalb hat es bis 1976 gedauert, bis der alphabetische Katalog und der Schlagwortkatalog in der ZB Med umgestellt werden konnte. Das war natürlich eine gewaltige Arbeit. Wir waren eine der ersten größeren Bibliotheken in Deutschland, die mitten im laufenden Betrieb ihre Kataloge umstellten. Die ständige Ungewissheit, ob das so komplikationslos über die Bühne gehen würde, ohne dass ein völliger Crash verursacht wurde, hat mich manche schlaflose Nacht gekostet.

**Kamen Ihnen dabei Ihre Erfahrungen an der UuStB Köln zu Gute oder haben Sie von Ihrer Ausbildung profitieren können?**

Die Erfahrungen an der UuStB Köln lagen auf anderem Gebiet. Das war doch mehr die Organisation in der Benutzungsabteilung, wo ich mit diesen Fragen wenig zu tun hatte. Obwohl damals in der Referendaraus- bildung auch schon über diese neuen Möglichkeiten der Katalogisierung gesprochen worden war, waren das ja damals doch alles erst Ansätze! Bochum hatte gerade erst begonnen mit der Datenverarbeitung, und Anfang der 70er Jahre folgten auch die Gesamthochschulbibliotheken. Es gab auch in der Referendaraus- bildung schon eine Diskussion über neue Katalogsysteme, aber weil sich die Fortschritte in der Datenverarbeitung doch erst allmählich herauskristallisierten, war viel Eigenarbeit notwendig. Die Schwierigkeiten, die dabei zu bewältigen waren, kann man sich heute fast gar nicht mehr vorstellen.



**Haben Sie dafür die Bibliothek schließen müssen oder haben Sie das im laufenden Betrieb gemacht?**

Nein, bei dieser Gelegenheit haben wir die Bibliothek überhaupt nicht geschlossen. Das einzige Mal, dass wir schließen mussten, das war 1973 beim Umzug in das damals neue Gebäude, und das ist mir sehr bitter geworden. Ich musste die Bibliothek für einige Wochen schließen, weil die räumlichen Verhältnisse katastrophal waren. Nur ein Beispiel: Wir mussten in den Kellerräumen die Regale einzeln abschlagen, da die Abstände so gering waren, dass man die Bücher dazwischen nicht verpacken konnte. Oder: Es waren immer wieder neue Räume genommen worden, um Bücher unterzubringen, so dass kaum noch Ordnung in den Beständen war. Der Umzug wurde dadurch so aufwendig, dass er im laufendem Betrieb einfach nicht mehr möglich war. Die Schließung ist mir damals nicht leicht gefallen, aber ich musste es tun.

**Wie haben die Benutzer auf die Schließung reagiert?**

Damals gab es keine negativen Reaktionen, aber der Umgang war natürlich nicht immer einfach, vor allen Dingen aus einem ganz einfachen Grund. Als ich kam, gab es in Köln 45.000 Fernleihen im Jahr. Das war 1970 schon eine recht große Zahl. Aber die Benutzung explodierte in den nächsten Jahren geradezu. Dies war sicherlich durch die Arbeit von DIMDI gefördert, aber es war damals auch eine gewisse Aufbruchstimmung da, es wurden neue Universitäten gegründet, usw.. Also es hatte die verschiedensten Gründe, warum die Nachfrage explosionsartig wuchs.

Leider kam damit unser Personalbestand nicht mehr mit, und trotz aller Versuche zu rationalisieren gab es sehr schnell die ersten Lieferschwierigkeiten. Es war damals außerordentlich schwierig, keinen allzu großen Zeitverzug in der Bearbeitung der Fernleihbestellungen eintreten zu lassen. Die Ursache dieser schwierigen Lage war, dass die Aufnahme der Förderung durch Bund und Länder sich leider verzögerte. Die Förderung sollte schon Anfang der 70er Jahre anlaufen, aber erstens musste, wie ich vorhin gesagt hatte, das Grundgesetz dafür geändert werden. Außerdem bedurfte es sehr langwieriger Verhandlungen, und inzwischen (1973) hatte die DFG ein neues Gutachten erstellt mit noch höheren Personalforderungen usw., konnte aber aufgrund ihrer Statuten nicht immer mehr Personal in die Bibliothek hineinstecken. 1974 war auf einmal eine Grenze da: Weder die DFG konnte ihre 20

Stellen erhöhen noch das Land Nordrhein-Westfalen - es wollte diesen großen Bedarf nicht alleine befriedigen.

Die Bibliothek war zwar noch pro forma im Etat der Universität Köln angesiedelt, hatte aber bereits 1973 durch einen Gründungserlass einen neuen Status bekommen, der fiskalisch allerdings erst am 1.1. 1977 wirksam wurde. Mit dem Etat 1977 war es endlich soweit, dass die gemeinsame Förderung durch Bund und Länder einsetzen konnte und die DFG-Zuschüsse allmählich heruntergefahren werden konnten. Wir hatten das große Glück, dass die Stellen der DFG sofort in den normalen Etat übernommen wurden. Leider waren aber damals die fiskalisch guten Jahre von Anfang der 70er, von denen die vielen neu gegründeten Bibliotheken so stark profitiert hatten, schon vorbei. Man war damals wohl zu optimistisch gewesen, was die Entwicklung der Finanzen anging. Für uns war es natürlich unglücklich, dass erst in dem Moment, als es um unseren Stellenplan ging, klar wurde, welche großen Belastungen für den Landeshaushalt diese Neugründungen bedeuteten. Die TIB Hannover hatte dagegen eine sehr positive Personalentwicklung, weil sie ein paar Jahre früher gegründet worden war, aber wir konnten leider aufgrund dieser ungeklärten und schwierigen Situation eben nicht von den ‚guten‘ Jahren profitieren. Es lag der erste Ölpreis-Schock hinter uns, und leider ging es dann nicht mehr so aufwärts, wie wir erhofft hatten, und wie es die DFG - zunächst durchaus in Übereinstimmung mit dem Land und später auch mit dem Bund - so massiv in ihren Gutachten gefordert hatte.

Weil der Stellenplan nicht ausreichte, ließ der neu berufene Beirat der Bibliothek bereits in seiner zweiten Sitzung im Herbst 1977 - ich erinnere mich noch sehr gut daran - einen Notaufruf los, dass der Betrieb zusammenzubrechen drohe. Die Mediziner, die dem Beirat angehörten, wandten sich an die Bundesärztekammer, und Beiratsmitglieder appellierten persönlich an den zuständigen Minister. Ich konnte das als Bibliotheksleiter natürlich schlecht machen, aber der Beirat konnte das, und zum Teil hat es auch gewisse Erleichterungen gebracht bzw. auch mal die ein oder andere Personalstelle; aber leider waren - wie gesagt - die guten Zeiten von Anfang der 70er Jahre vorbei, und wir konnten nicht mehr mit der massiven Aufstockung des Personals rechnen, die die DFG damals gefordert hatte. Nur leider nützten diese Gutachten nichts mehr, wir sind in den kommenden Jahren - auch gerade was die Personalentwicklung anging - immer der Nachfrage hinterhergehintert.



**Wie erklären Sie sich das, dass trotz dieser permanenten Mangelsituation die ZB Med die größte Medizinbibliothek Europas geworden ist?**

Deutschland war auch damals schon - ohne die DDR - in Mittel- und Westeuropa das bevölkerungsreichste Land, was natürlich schon von daher eine große Nachfrage hervorbrachte. Gleichzeitig wurde die Medizin durch die Gründung neuer Fakultäten bzw. Hochschulen stark gefördert, weil man sah, dass die Medizin für die Zukunftsplanung eine wirklich ausschlaggebende Rolle spielen würde, was ja auch der Anlass für die Gründung der beiden Schwester-Institute gewesen war. Der Mangel an Geld ist also relativ zu den Aufgaben und der Nachfrage zu sehen, wobei es leichter war, in dieser Zeit an Sachmittel zu kommen, als Personalstellen einzurichten, was ja auch erklärlich ist. Denn das bedeutet eine Bindung für lange Zeit, und schon damals hat man das gescheut.

**Wie erlebten Sie das Auftreten der neuen Datenbank MEDLARS und - später - der Informationsvermittlungsstellen?**

Unter dem Blickpunkt der heutigen Datenverarbeitung betrachtet waren das natürlich damals archaische Verhältnisse. DIMDI fing an, im Stapelbetrieb zu arbeiten, musste in der allerersten Zeit sogar noch Anfragen nach Amerika schicken, also das war alles noch außerordentlich schwerfällig. Und man darf nicht vergessen, dass die Möglichkeiten der EDV damals auch noch nicht so allgemein anerkannt worden sind wie heute. Ich erinnere mich an folgendes: Ich bin in der ersten Hälfte der 80er Jahre Mitglied des Bibliotheksausschusses der DFG gewesen und da gab es einen Unterausschuss für Informationsvermittlung, der versuchte, durch Vergabe von Mitteln die Einrichtung von Informationsvermittlungsstellen an den Universitäten zu fördern. Man kann sich heute nicht mehr vorstellen, welche Mühe die Durch-

setzung dieser Stellen gekostet hat. Im Herbst 1976 hat - zeitgleich mit der UB Ulm - an der ZB Med die erste Informationsvermittlungsstelle ihren Betrieb aufgenommen, aber bei den anderen Bibliotheken hat das doch noch eine geraume Zeit gedauert. Die Medizin hat da eigentlich noch eine Vorreiterrolle gespielt, während es beispielsweise große Verwunderung ausgelöst hat bei den technischen Hochschulen, dass die Nachfrage sich bei ihnen kaum entwickelte.

**Haben Ihre Kunden von sich aus so etwas gefordert oder fielen die aus allen Wolken als es möglich wurde, elektronisch im Index Medicus zu recherchieren?**

Das ist etwas differenziert zu betrachten. Es gab natürlich unter den Forschern manche - speziell unter den Jüngeren-, die aus den USA zurückkamen und das dort kennen gelernt hatten. Aber das war eine Minderheit, so dass ein eigentlicher Druck zur Einrichtung von Informationsvermittlungsstellen nicht bestand. Als allerdings die Möglichkeiten erst einmal bekannt wurden, wurden sie sehr schnell genutzt. Sie müssen auch bedenken, dass damals noch die Benutzung von DIMDI kostenlos war. Wenn ich mich recht erinnere, wurden erst 1980 oder 1981 auf Druck des Bundes hin von DIMDI Kosten berechnet. Im letzten Jahr, bevor es losging mit diesen Gebühren, hatten wir immerhin schon 1500 Anfragen im Jahr, was für damalige Zeiten doch viel war.

**Hatten Sie immer das Gefühl, die richtigen Entscheidungen getroffen zu haben?**

Ja, wissen Sie, wenn man nie Selbstzweifel hätte, dann wäre man sicher in einer solchen Stellung fehl am Platz. Natürlich hat man schon Zweifel gehabt, ob man alles richtig gemacht hat und ob man neue Entwicklungen schnell genug aufgegriffen hat. Dabei muss man sich natürlich immer bewusst sein, dass das nicht nur von einem selbst abhängt. Es müssen die finanziellen Möglichkeiten geschaffen werden, was beim Staat manchmal doch lange Zeit braucht. Im Ganzen hätte ich manche Sachen gerne etwas schneller gehabt, aber eigentlich war ich bei meinem Abgang - nachdem der Neubau begonnen war - ganz zufrieden. Ich hab ja den Grundstein noch legen können und als ich ging, stand die Eröffnung ein halbes Jahr bevor, jedenfalls für den gänzlich neuen Teilbau.

**Der Neubau war sicherlich noch mal eine große Herausforderung.**

Ja, ganz bestimmt. Im Neubau musste sehr vieles, auch gerade was die Computer-

ausstattung und Vernetzung angeht, neu geregelt werden. Eine ganz große Schwierigkeit in meinen letzten Jahren war, dass wir in einem Gebäudekomplex mit insgesamt fünf verschiedenen Standorten steckten. Diese konnte man nur mit großen Schwierigkeiten vernetzen und konnte das – da der Neubau bereits aus dem Boden wuchs – schon eigentlich nicht mehr ganz verantworten. Wobei ich auch einmal sagen darf, dass wir beispielsweise innerhalb der Universität Köln die erste Institution waren, die Glasfaserkabel zur Vernetzung in ihrem Haus benutzte. Dies nur, um einfach mal zu zeigen, dass wir auch damals trotz dieser schlechten räumlichen Verhältnisse alles versucht haben, um auf dem Laufenden zu bleiben und alles bestmöglich zu machen.

Gerade bei der Einführung neuer Dinge ist heutzutage die Arbeit mit den Personalräten außerordentlich schwierig – ein richtiger Kampf. Ich wollte z.B. noch im Altbau unbedingt ein neues System in der Ausleihe einführen, doch der Personalrat hat solch hohe Forderungen gestellt, was die Ausgestaltung von Arbeitsplätzen usw. anging, dass ich das nicht mehr verwirklichen konnte, weil diese Ausstattung zu teuer gewesen wäre. Da habe ich etwas darunter gelitten, denn das war eine Sache, die ich deswegen gern umgesetzt hätte, um nicht im Neubau dann alles neu und auf einmal machen zu müssen. Vielmehr sollte das scheinbar schon übertragbar gemacht werden. Solche Dinge machen einen manchmal doch sehr ungeduldig. Wie gesagt, ich maße mich da nun nicht an, alles richtig gemacht zu haben – um Himmels Willen; ein Mann ohne jeden Selbstzweifel ist doch etwas Fürchterliches.

### Wie sehen Sie die Zukunft des medizinischen Bibliothekswesens?

Sie sprechen eine große Frage gelassen aus. In diesem Monat bin ich bereits vier Jahre pensioniert. Also ist sicher vieles geschehen, wo ich nicht mehr den richtigen Einblick habe. Es hat sich ja unglaublich viel getan. Wenn ich noch daran denke, welche Schwierigkeiten wir mit dem Abonnement der ersten elektronischen Zeitschrift hatten. Das war vor einigen Jahren noch zu meiner Zeit. Und wie schnell wird das alles selbstverständlich, z.B. diese großen Speichermöglichkeiten.

Entschuldigen Sie, wenn ich lache, aber wissen sie, wie schwer es ist, langfristige Voraussagen zu treffen? Angeblich hat Ende des vorigen Jahrhunderts mal in New York jemand ausgerechnet, wenn die Entwicklung des Verkehrs so weitergehe, würde spätestens in hundert Jahren die ganze Stadt im Pfer-

demist ersticken. Ich wurde gerade daran erinnert durch die vielen Fiaker, die hier durch Wien fahren. Sie sehen durch dieses Beispiel, dass langfristige Prognosen im Grunde unsinnig sind. Mir selbst sind die neuen Möglichkeiten – das kann ich ziemlich genau datieren – etwa 1990 aufgegangen. Ich hatte Ende 1989 an der Universität in Mainz, am

### Biographie

- geb. 11.5.1934 in Kalkar
- Studium in Latein, Griechisch, Geschichte
- Staatsex. 1961
- Promotion 1962 zum Dr. phil.
- Institut für Altertumskunde
- Mitarbeit am Thesaurus linguae latinae
- Bibliotheksreferendar 1962
- Köln UuStB 1966
- ZB Med Köln 1970-1996
- Vorsitzender der AGMB von 1970-1974 und 1978-1982

### Thesen

- Dissertation über „Seneca und die römische Geschichte“ 1962. Köln, Phil. F., Diss. v. 18. Dez. 1962
- Assessor-Arbeit über „Gottfried Hittorp : Untersuchungen zu Leben und Tätigkeit eines Kölner Verlegers im 16. Jahrhundert“ Köln, Bibliothekar-Lehrinst., Assessor-Arb., 1966

Lehrstuhl für Buchwissenschaften, einen Vortrag u.a. über die Probleme der Informationsflut gehalten. Damals hatte ich gesagt, dass diese neuen Möglichkeiten nicht so schnell kommen würden, denn die EDV-Leute haben uns in den 70er, 80er Jahren immer versprochen, es geht schnell, es geht schnell, aber dann hat es doch noch sehr lange dauert.

Als ich Referendar wurde, sprach ich in den ersten Tagen mit einem Kollegen, der ein halbes Jahr weiter war. Der sagte mir: „Ach, Bücher, Bücher, das wird ja nichts mehr. Wir werden in wenigen Jahren in einem kleinen

Köfferchen den Inhalt einer ganzen Universitätsbibliothek auf Mikrofilm mit nach Hause nehmen können!“ Ich war damals skeptisch, weil ich nämlich gerade in München sehr viel mit Mikrofilmen gearbeitet hatte und von daher wusste, was für ein Arbeitsinstrument das war, und dass Wissenschaftler nicht leicht zu bewegen waren, damit umzugehen. Wenige Jahre später, 1970, bei meinem ersten Besuch bei dem gerade eingesetzten Leiter des DIMDI, Herrn Dr. Fritz, sagte dieser: „In wenigen Jahren wird es keine Bücher und Zeitschriften mehr geben. Das wird alles per EDV erledigt werden.“ Nun ist eine Generation gegangen – doch erst jetzt gibt es die technischen Voraussetzungen.

Aber – um noch mal auf meinen Vortrag in Mainz zurückzukommen – ich hatte damals gesagt: „Das kommt noch nicht so schnell.“ Doch kurze Zeit später ist mir aufgegangen, dass die Entwicklung sich beschleunigte. Ich habe dann diesen Vortrag überarbeitet und ihn Anfang 1991 in Köln vor der Arbeitsgemeinschaft noch einmal gehalten. Dort habe ich dann viel vorsichtiger argumentiert, da sich bereits die ersten Möglichkeiten im Internet abzeichneten, und mir aufgegangen war, dass die Entwicklung jetzt schneller weitergehen würde. Das lag sozusagen schon in der Luft, dass diese ganze Vernetzung und die immensen Speichermöglichkeiten immer schneller kommen würden. Die Möglichkeiten, die sich Anfang der 90er Jahre abzeichneten, sind jetzt eingetroffen. Es ist wirklich eigentlich noch schneller gegangen, als ich mir das vor zehn Jahren vorgestellt habe, und ich muss auch gestehen, dass ich nicht recht weiß, wie es nun weitergehen wird.

Dass man als Bibliothekar, der 30 Jahre lang Literatur in traditioneller Form gespeichert und Informationen verwaltet hat, vor dieser neuen Form der Information auch ein bisschen Angst hat, das werden Sie verstehen können. Ich habe in Bezug auf elektronische Datenverarbeitung vieles erlebt, auch dass man alte Systeme schlicht wegwerfen musste. Eine Hochschule hat z.B. von heute auf morgen eine neuen Rechner angeschafft, und der Bibliothekar musste seine ganzen Kataloge in den Müll werfen. Das sind Katastrophen für Bibliotheken, die ich immer wieder erlebt habe.

### Haben Sie im Neubau angesichts der neuen Medien nicht zu viel Magazinraum eingeplant?

Ja sicher, es kann in der Medizin soweit kommen, wie es ja heute schon z.B. in der Physik zu sehen ist. Es wird nur noch elek-

tronisch publiziert mit den ganzen ungelösten Problemen der Archivierung usw. Doch nach den vielen Untersuchungen zur Benutzung von Beständen, die ich entweder selbst gemacht oder die ich angeregt habe, wird ein gewisser Prozentsatz der Literatur auch nach 30, nach 50 Jahren immer noch verlangt. Ich denke nur an eine ganze Welle von Nachfragen etwa aus der pharmazeutischen Industrie nach irgendwelchen Untersuchungen über bestimmte Pflanzen, wo jahrzehntealte Dinge auf einmal aufgegriffen wurden. Die pharmazeutische Industrie fragt natürlich aus rechtlichen Gründen danach, wer hat das denn zuerst entdeckt. Wir hatten alle Hände voll zu tun, das überhaupt wieder ranzuschaffen. Und wenn ich mir vorstelle, dass es manche gespeicherten Daten gibt, die jetzt nach einigen Jahrzehnten schon nicht mehr verwendet werden können, da wird einem schon ein bisschen bange dabei.

Ich bin absolut kein Feind dieser neuen Medien, auch als Altphilologe sehe ich, dass man in meinem Fach heute viele Dinge gar nicht mehr anders betreiben kann. Ich denke da an den Thesaurus Linguae Latina. Als ich Mitte der 60er Jahre dort wegging, waren die ersten Überlegungen schon da, wie man die gerade heraufziehende Datenverarbeitung auch für solchen lexikalischen Arbeiten einsetzen konnte. Selbstverständlich ist das ein Fortschritt, wenn man Literatur über das Internet heranholen und dort speichern kann. Vor allen Dingen - was der Traum jedes Bibliothekars war - der Information gleich den Volltext folgen zu lassen, was man ja jahrelang nicht geschafft hat. Wir haben lange darunter gelitten, dass die Datenverarbeitung immer schneller wurde, und die Literaturlieferung hinkte immer hinterher. Mich freut ausgesprochen, dass dieses Problem jetzt auf gewisser Breite einer Lösung zugeführt wird. Aber andererseits bekommt man natürlich auch Angst davor, denn die ganzen Probleme der Literaturlieferung beispielsweise, mit denen ich mich auseinandergesetzt habe, die bestehen ja weiter. Durch die neuen Medien bestehen die vielleicht sogar auf schlimmere Art weiter als zuvor.

Ich glaube, dass das Archivierungsproblem der elektronischen Zeitschriften nicht mehr von den einzelnen Bibliotheken zu lösen ist. Es müssen Möglichkeiten gefunden werden, solche Archive zentral anzulegen. Ich halte es für ganz dringend notwendig, dass diese Archive auch gefordert werden. Ob das nun die DZM für die Medizin in Deutschland macht oder ob es noch andere Lösungen geben wird, das ist eine ganz andere Frage. Aber gefunden werden müssen solche

Lösungen - ganz dringend.

### **Sie haben sich ja in Ihrer Dissertation mit Seneca beschäftigt. Was können wir aus der Geschichte lernen?**

Ja, man kann sicher aus der Geschichte lernen; wenn ich allerdings an meine Dissertation zurückdenke, muss ich Sie enttäuschen. Obwohl Seneca nicht nur Philosoph, sondern auch hoher römischer Staatsmann war, besaß er doch nur recht oberflächliche Geschichtskennntnisse und taugt von daher nicht als Vorbild im Sinne ihrer Frage. Aber, Spaß beiseite, Sie haben schon Recht, ab und zu sollte man auch mal etwas zurückschauen. Es tut schon gut, mal zu sehen, mit welchen Problemen man sich früher herumgeschlagen hat. Es macht einem den Blick frei für neue Dinge. Es relativiert einiges, wenn man weiß, dass auch frühere Generationen vor solchen Problemen gestanden haben, die auf den ersten Blick gar nicht oder nur schwer lösbar erschienen.

### **Wie sehen Sie die Entwicklung der Medizin angesichts der Gefahr, dass viele Ärzte ihre Verantwortung für Diagnose und Therapie gerne an Apparate und Laborwerte delegieren?**

Aus Ihrer Frage klingt eine gewisse Besorgnis heraus, die ich in der Tat teile, wenn ich an die Unbekümmertheit gerade mancher jüngerer Mediziner denke. Allerdings ist auch das relativ. Ich habe auch schon früher in der Medizin Fälle kennen gelernt, wo Ärzte sehr unbekümmert - um so es zu nennen - gearbeitet haben, was wahrscheinlich selbst nach den damaligen ethischen Maßstäben nicht richtig war.

Mir scheint aber auf der Hand zu liegen, dass etliche Probleme z.B. durch die Erforschung des Genoms größer geworden sind. Beispielsweise kommt die Frage der Versicherungsfähigkeit von Menschen, bei denen bestimmte Grundkrankheiten genetisch angelegt sind, immer drängender auf uns zu. Es scheint sich abzeichnen, dass die Ethik in der Medizin noch nicht genügend entwickelt ist, um da mitzukommen. Ich vermute, dass es noch ganz große weltanschaulich geprägte Diskussionen geben wird und muss, und ich kann nur sagen, ich wünsche jedem Arzt, dass er mit diesen Dingen verantwortungsvoll umgeht.

*Das Interview führte Dr. Oliver Obst  
(Fortsetzung folgt)*

### *Die Spielebesprechung*

## **Küss den Bibliothekar**

*Der Bibliothekarsfrosch. Systemvoraussetzungen: Windows- oder Mac-Rechner, Achtfach-CD-ROM-Laufwerk, SVGA-Grafikkarte ab 256 Farben, 32 MB Arbeitsspeicher und Soundkarte; unterstützt werden die Betriebssysteme Windows 3.1/95/98/NT 4.0 sowie Mac-System 8.1; 49,90 Mark.*

Ist der zum Frosch verzauberte Bibliothekar Kuno noch zu retten? Wie findet er den Weg zu seiner Etat-Prinzessin, die ihn mit einem Kuss erlöst? Bibliothekare ab A9 und BAT IVb können sich in dem Spiel zum Märchen vom Bibliothekarsfrosch mit auf die Suche machen und Kuno helfen. Das Märchen vom Bibliothekarsfrosch ist nach dem Elsevier-Rumpelstilzchen und der Geschichte vom der Katalogisiererin im Glück der dritte CD-ROM-Titel in der Simsala-Grimm-Reihe bei Bertelsmann-Bibliomedia.

Auf dem Weg durch das Märchen der Gebrüder Grimm stehen dem Spieler mit Rat und Tat die beiden aus den Simsala-Grimm-Fernsehsendungen bekannten Figuren Auskunftsfée und Doc Dewey zur Seite. Da gilt es, blitzartig explosive Preiserhöhungen abzuwehren, den Weg zum Verwaltungsschloss zu finden, hungrigen Verlegerstörchen auszuweichen oder eine goldene Etatkugel aus dem Brunnen zu holen, wobei der Bibliothekar Kuno immer wieder Zeitschriftendubletten ausweichen muss, die oben hineingeworfen werden. Erst wenn alle Aufgaben erledigt und alle Rätsel gelöst sind, wird der Bibliothekar erlöst.

In der nächsten Ausgabe besprechen wir das CD-ROM-Spiel vom Tapferen Fachreferentchen.